

Gibt es eine Weltkriegsgeneration?

Wolfgang Kruse

Wer diese Frage aufwirft, weiß offenbar bereits, von welchem der zwei Weltkriege des 20. Jahrhunderts die Rede sein soll. In der Tat ist es vor allem der Erste Weltkrieg, mit dem der Begriff der Kriegsgeneration wie selbstverständlich verbunden wird. Das hat gute Gründe, denn zum einen wurde dieser Krieg weit mehr als der – generationell oft mehr im Zusammenhang des Nationalsozialismus gedeutete – Zweite Weltkrieg als ein einschneidender Zivilisationsbruch, als Absturz des „langen“, vom liberalen Fortschrittsglauben geprägten 19. Jahrhundert in den industrialisierten Krieg mit seinem bislang unbekannten Zerstörungspotential erfahren und dementprechend bereits zeitgenössisch auch als eine schroffe generationsspezifische Zäsur interpretiert. Und damit waren zum anderen auch die dazugehörigen Begriffe längst in eindeutiger Zuordnung zum Ersten Weltkrieg geprägt und schnell in politische und wissenschaftliche Deutungsversuche überführt worden.

Generationelle Begrifflichkeiten und Differenzierungen

In idealtypischer Form lassen sich zwei mit dem Ersten Weltkrieg verbundene Generationsbegriffe unterscheiden, wie sie in national zugespitzter Weise auch mit dem deutschen und dem englischen Beispiel verbunden werden können. Hier ist zum einen der Begriff der „lost generation“ zu nennen, der sich keineswegs nur auf den Blutzoll bezieht, den die Generation der zumeist jungen Kriegsteilnehmer entrichten musste. Vielmehr meinte der Begriff zugleich die mentalen und psychischen Wirkungen auf die junge Generation insgesamt, insbesondere auf die besonders am Kriegsengagement beteiligte akademische Jugend. Er thematisierte die schockartigen Folgen eines Einbruchs des Krieges in eine zivile Gesellschaft, die bislang keine Wehrpflicht gekannt hatte und für die zugleich die liberalen Grundwerte und humanen Fortschrittserwartungen des 19. Jahrhunderts, wie für kaum eine andere, prägend gewesen waren. Der Krieg bedeutete so insbesondere für die jüngere Generation – nicht nur für die Gefallenen und auch nicht nur für die Kriegsteilnehmer – die Zerstörung einer vermeintlich heilen Welt, die nun plötzlich für die eigene Zukunft unwiederbringlich verloren schien.

In vieler Hinsicht anders konturiert war die ‚deutsche‘ (in ähnlicher Weise aber etwa auch in Italien ausgebildete) Konzeption einer aus dem Krieg hervorgegangenen, soldatischen Generation: soldatische Männer, die in den „Stahlgewittern“ des industrialisierten Krieges neuartige Persönlichkeiten ausgebildet hatten und die im „Stahlbad“ des Krieges unwiderruflich zu einer inneren Einheit zusammengeschweißt worden waren. „Im Felde unbesiegt“, wurde die Generation der Frontsoldaten im bürgerlich-konservativen Diskurs zugleich zum Garanten für die innere Erneuerung und den

politischen Wiederaufstieg einer durch Kriegsniederlage und Revolution gedemütigten Nation stilisiert.

Für den deutschen Kontext besonders wichtig erscheint hier der Zusammenhang mit der bereits vor 1914 sehr eng ausgebildeten Verbindung des Generationsbegriffs mit einem deutlich ausgeprägten Jugendkult. Die Jugendbewegung propagierte eine scharfe Polarisierung zwischen Jugend und Erwachsenenwelt, und sie transportierte zugleich jugendliche Erneuerungsansprüche, die im Zusammenhang der Kriegserfahrung dann in spezifischer Weise umgewandelt werden konnten. Und zugleich stilisierte sich das wilhelminische Deutsche Reich selbst im internationalen Zusammenhang nicht, wie in der rückblickenden Perspektive Plessners, als eine verspätete, sondern vielmehr als eine jugendlich-dynamische Nation, als ein junges, aufstrebendes Volk, durch seine ökonomische Entwicklungsdynamik und seinen „jugendlichen“ Vitalismus dazu berufen, in der Welt eine führende Rolle zu spielen.

Im sozialwissenschaftlichen Denken gewann der Generationsbegriff unter dem Eindruck der Kriegserfahrungen in den 1920er Jahren eine zentrale Stellung. Der Weltkrieg wurde nicht nur als eine epochale, sondern auch als eine generationelle Zäsur betrachtet: Wer vor dem Krieg sozialisiert worden war, unterschied sich demnach deutlich von denjenigen, die im und nach dem Krieg ihre persönlichkeitsbestimmenden Prägungen erfahren hatten. Geht man von diesem groben Raster aus, würde Carl Diem, 1882 geboren und 1914 im fortgeschrittenen Alter von 32 Jahren in die Reichswehr eingerückt, zweifellos nicht zur Weltkriegsgeneration gehören. Doch dabei würden die einschneidenden Erfahrungen vernachlässigt, die vier Kriegsjahre für einen aktiven Kriegsteilnehmer bedeuten konnten oder sogar mussten. Fokussiert man dementsprechend die generationelle Periodisierung stärker auf die unmittelbare Relation zum Krieg, so lässt sich eine „Kriegsjugendgeneration“ der im Krieg aufgewachsenen Jugendlichen ohne aktive Kampferfahrungen von der Generation der aktiven Frontsoldaten unterscheiden, die im Idealfall 1914 als 18-jährige eingerückt waren und die in vier langen Kriegsjahren ‚zum Mann geworden‘ waren, die aber auch, wenn sie bereits älter waren, durch die Erfahrung des Krieges tiefgehend geprägt und verändert werden konnten. Die in den letzten Jahren als wichtige Trägergruppe des Nationalsozialismus herausgearbeitete „Generation der Unbedingten“ (Michael Wildt) gehört übrigens gerade nicht zu dieser Generation der aktiven Frontsoldaten, sie ging vielmehr aus einer Kriegsjugendgeneration hervor, die die aktiven Soldaten zuerst glorifiziert hatte, sich im Laufe der 1920er Jahre aber aktivistisch von diesen zu lösen begann. Kein geringerer als der Historiker Hans Rothfels hat das spezifische Bewusstsein der Kriegsteilnehmer und den Unterschied zwischen diesen beiden altersmäßig oft nur wenige Jahre auseinander liegenden, aber durch die reale Kriegserfahrung getrennten sozialen Generationen treffend zum Ausdruck gebracht: „Wer wirklich im Kriege war“, schrieb er 1935 unter dem Eindruck der öffentlichen Konjunktur von Kriegserinnerungen, „pflegt wenig von, ‚Erlebnissen‘ zu sprechen, er betrachtet sich als zufällig Übriggebliebenen, dessen individuelles Meinen und Handeln nicht so sehr wichtig war. Aber er weiß auch, dass er für immer ‚in Reih und Glied‘ steht und ein Vermächtnis weiterzugeben hat.“ (Cornelissen, 2001, 73)

Kriegserfahrungen und ihre Mythisierung

Die zum Kollektivsingular verdichtete Form der Ideologisierung des „Kriegserlebnisses“ beinhaltet eine Reihe sehr unterschiedlicher Erfahrungen. Sie rekurriert sowohl auf das Aufbruchspathos des Kriegsbeginns (Augusterlebnis, Geist von 1914), das im Opfertod der „Jugend von Langemark“ seinen soldatischen Mythos gebildet hat, als auch auf die ganz andersartigen Zusammenhänge der soldatischen Arbeit im industrialisierten Krieg, wie sie insbesondere mit „Verdun“ verbunden sind. „Grabenkrieg“ und „Materialschlacht“ lauten hier die Stichworte, die für eine vom zivilen Leben weitgehend abgetrennte, ganz anders strukturierte, vom Krieg bestimmte Lebenswirklichkeit stehen. Die Soldaten waren konfrontiert mit einer weit reichenden Auflösung der Grenzen, die traditionell das bürgerliche Individuum konstituiert hatten: Sie lebten im Dreck, gemeinsam mit Ratten und anderem Ungeziefer, ohne jede Intimsphäre, ausgeliefert dem allgegenwärtigen Töten und Sterben in einer zerstörten Kriegslandschaft, zeitweilig vielleicht in einem Schlammloch verkrochen, zusammen mit einer Leiche, ein Loch weiter ein Sterbender: „Unbeschreiblich, gottlos, hoffnungslos“, so fasste der englische Maler Paul Nash den Eindruck zusammen, den die Front dem Betrachter bot. (Wohl, 1979)

Die Soldaten sahen sich zugleich als Rad im Getriebe einer anonymen Kriegsmaschinerie, die man bediente, ohne die konkreten Ergebnisse wahrzunehmen, und die tötete, ohne genau zu wissen wie. Das traditionelle soldatische Kämpfertum spielte kaum noch eine Rolle, an seine Stelle waren das Bedienen von Kanonen und Maschinengewehren, das genaue Einhalten von Zeiten etc. getreten. Die Soldaten seien, stellte der junge Soldat Ernst Toller fest, „Schrauben einer Maschine, die vorwärts sich wälzt, keiner weiß wohin, die zurück sich wälzt, keiner weiß warum, sie werden gelockert, geflickt, angezogen, ausgewechselt, verworfen.“ Im industrialisierten Krieg spielten dementsprechend auch die traditionellen soldatischen Tugenden wie Kampfesmut und ritterliches Heldentum keine große Rolle mehr. Vielmehr galt es nun vor allem, mit Carl Diem gesprochen, „seine Pflicht zu tun, etwas mechanisch aber zuverlässig“. Dafür war es vor allem wichtig, die permanent erschütterten Nerven zu bewahren, die bei immer mehr Soldaten zu reißen begannen und Zehntausende in die Kriegspsychiatrie brachten. Und hier entstand auch der Mythos eines neuartigen soldatischen Führers, der über „Nerven wie Stahlseile“ verfügte und dem auch Carl Diem huldigte, als er 1918 in einem Kriegsaufsatz in einem „Nerven“ betitelten Zeitungsartikel „jene Glücklichen“ pries, „die keine Nerven haben ...“, die die Sorge um eigene ich überhaupt nicht zu berühren schien. Sie sind der Kern des Heeres.“ (Diem, 1942, 1605 f)

Die hier geschilderten Erfahrungen und Deutungen bezogen sich vor allem auf die Westfront, die bis heute das Bild des Ersten Weltkrieges prägt. Im Osten sah die Kriegswirklichkeit anders aus, weniger industrialisiert und erstarrt, geprägt von Bewegungsdynamik und – aus deutscher Perspektive – militärischen Erfolgen und militärischer Herrschaft. Eine jüngst erschienene Untersuchung des amerikanisch-litauischen Historikers Vejas G. Liulevicius zeigt, dass auf diesem Boden ganz andere Mythen erwachsen: Der Raum mit seiner scheinbar unendlichen Weite wurde hier zu einer zentralen Kategorie der Kriegsdeutung, verbunden mit dem Bewusstsein nicht nur militärischer, sondern auch kultureller Überlegenheit der Deutschen, die sich zunehmend als Herrenmenschen in einer von ihnen beherrschten, neu zu gestaltenden

Umwelt sahen und damit in anderer Weise die nationalsozialistische Ideologie vorprägten.

Gegenüber diesen mythisierten Bildern und Kontinuitätslinien ist allerdings einzuwenden, dass es durchaus andere, querlaufende Kriegserfahrungen von keineswegs gering zu veranschlagender Bedeutung gab. In der Etappe etwa ließ es sich besser überleben als in der vordersten Frontlinie, und die Spannungen zwischen ‚Frontschweinen‘ und ‚Etappenhengsten‘ nahmen einen beträchtlichen Raum des soldatischen Selbstverständnisses ein. Oft in Verbindung damit standen die sozialen Heeresmissstände, die nicht zuletzt zu einem großen Thema im parlamentarischen Untersuchungsausschuss über die Ursachen des militärischen Zusammenbruchs wurden: Insbesondere die scharfe Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften ließ die militärische Gesellschaft in der Perspektive der unteren Dienstgrade oft weniger als Gegenentwurf zur zivilen Gesellschaft denn als Abbild der Klassengesellschaft des Kaiserreiches erscheinen. Und anders, als es die mythologisierten Verarbeitungsformen nahe legen, wurde der Krieg von vielen Soldaten auch als ein einziger Schrecken wahrgenommen, den man so schnell wie möglich hinter sich lassen oder ganz beenden wollte, zur Not durch Selbstverstümmelung oder, vor allem bei Kriegsende eine Massenerscheinung, Fahnenflucht. Am Ende stand dementsprechend erst einmal eine Revolution gegen Krieg und Klassenstaat, die vor allem in der bewaffneten Macht ihren Ausgang nahm und der Gesellschaft in den Anfangsjahren der Weimarer Republik, trotz aller militanten sozialen und politischen Auseinandersetzungen, mehrheitlich doch einen eher kriegsgegnerschen Charakter verlieh. Für eine allgemeine Idealisierung der Kriegserinnerung war die Zeit erst seit Ende der 1920er Jahre wieder reif.

Dissoziationserfahrungen und generationelle Kriegsdeutungen

Die Spezifika des soldatischen Kriegserlebens verdichteten sich schließlich oft zu den viel beschworenen Dissoziationserfahrungen zwischen Front und Heimat, wie sie besonders deutlich in Klaus Theweleits „Männerphantasien“ aufscheinen. Zwar wissen wir heute, dass es vor allem dank der Feldpost rege Kontakte zwischen diesen beiden Sphären gab, doch Fremdheitserfahrungen sind trotzdem nicht zu übersehen. In den seltenen und kurzen Phasen des Heimaturlaubs kamen vom Grauen des Krieges geprägte Männer nach Hause, denen das zivile Leben mit seinen heroischen Kriegsvorstellungen und alltäglichen Problemen oft nicht nur fremd, sondern geradezu nichtig, ja als Verrat an ihrem Opfer vorkam; insbesondere wenn sie sehr jung waren und die prägenden Erfahrungen des Erwachsenwerdens an der Front machen mussten. Und andersherum standen Frauen und andere Familienmitglieder ähnlich entfremdet soldatisch geprägten Männern gegenüber, in denen sie ihre Ehemänner, Geliebten, Söhne, Brüder oder Väter kaum noch wieder zu erkennen vermochten. Nicht zuletzt die Erfahrungen von Frauen und Männern drifteten auseinander, besonders wiederum bei den jungen. In der Frontgesellschaft gab es auf deutscher Seite kaum Frauen, es sei denn als Prostituierte in den eigens für die Soldaten errichteten Bordellen. An der Heimatfront dagegen rückten viele Frauen in bislang Männern vorbehaltene öffentliche Stellungen vor und bildeten ein neues Selbstbewusstsein aus, begleitet von den Ängsten der Frontsoldaten, dass ihnen ihre Frauen entgleiten könnten. Und schließlich war mit der Trennung von Front und Heimat auch eine allgemei-

nere, generationelle Spaltungserfahrung verbunden, die die Kriegsdeutungen der Weltkriegsjugend zutiefst prägte. Demnach war die kämpfende Front jung, während die Politiker, Geschäftemacher und Sinndeuter in der Heimat alt waren. Der Krieg, das war in dieser Sichtweise mit den Worten Ernst Tollers das „Opfer der Jungen und Unschuldigen auf einem Altar, der von den Alten und Mittelalten errichtet worden war.“ (Jugend in Deutschland, S. 54)

Es waren tatsächlich nicht zuletzt die generationsspezifischen Kriegsdeutungen, die auch einer Politisierung des Kriegserlebnisses Vorschub leisteten. Sowohl auf der politischen Linken, wie auch, und hier wohl noch deutlicher, auf der politischen Rechten, bildete sich die Vorstellung, ja die Hoffnung aus, dass insbesondere die vom Erlebnis des Krieges geprägte Generation der Frontsoldaten berufen sei, die bereits vor 1914 hervorgetretene Erwartung auf eine gesellschaftliche Neuordnung nun in kriegsspezifisch veränderter, militanter Form in die Tat umzusetzen. „Die Väter haben uns verraten, die Frontjugend, hart und unsentimental, wird das Werk der Reinigung beginnen, wer hätte das Recht, wenn nicht sie“, so lautete die bald nicht zuletzt die jugendliche Basis der KPD auszeichnende Deutung in den Worten des Räterevolutionärs Ernst Toller. (Toller 1933/1978, 60) Und auf der anderen Seite des politischen Spektrums proklamierte ein Vertreter der konservativen Revolution wie Hans Zehrer einige Jahre später, nachdem zuerst die Freikorps, dann die paramilitärischen Frontkämpferverbände die Kontinuität des soldatischen Männerbildes weitergeführt hatten: „Deutschland wird von diesen Männern der Front erneuert werden, oder es wird gar nicht erneuert werden.“ (Wohl, 1979, 63)

LITERATUR

- Cornelissen, Christoph 2001: Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf
- Diem, Carl 1942: Olympische Flamme. Das Buch vom Sport, Bd. 3: Organisation und Praxis, Berlin
- Koebner, Thomas, Ralf-Peter Janz u. Frank Trommler (Hg.) 1985: „Mit uns zieht die neue Zeit.“ Der Mythos Jugend, Frankfurt/M.
- Kruse, Wolfgang (Hg.) 1997: Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914-1918, Frankfurt/M.
- Rüegg, Walter (Hg.) 1974: Kulturkritik und Jugendkult, Frankfurt/M.
- Theweleit, Klaus 1977/79: Männerphantasien, 2 Bde., Frankfurt/M.
- Toller, Ernst 1933/1978: Eine Jugend in Deutschland, Reinbek
- Ulrich, Bernd 1997: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Krieg und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen
- Wildt, Michael 2002: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg
- Wohl, Robert 1979: The Generation of 1914, Cambridge/Mass.